

# Einleitung

Rhetorische Studien, die sich mit der Frage nach der Kategorie ›Geschlecht‹ beschäftigen, sind schnell auf die Grenzen eines klassischen Rhetorik-Verständnisses verwiesen. Musterbeispiele von Rednerinnen sucht man in der Geschichte der großen Rhetoren vergeblich und auch in den einflussreichen Lehrbüchern und Abhandlungen zur Rhetorik spielt die Frage nach der Geschlechterdifferenz nicht oder nur implizit eine Rolle. Implizit deshalb, weil bei genauerem Lesen die vermeintliche Gender-Neutralität der rhetorischen Tradition durchaus als Konstruktion entziffert werden kann, die ihre Leitbilder durch Abgrenzungen vom Weiblichen oder Effeminierten generiert und befestigt. So kann etwa bei Cicero und Quintilian nur der ein guter Redner sein, der ›weibliche‹, ›weibische‹ und effeminierte Ausdrucks- und Erscheinungsweisen vermeidet und der stattdessen *virilitas*, also männliche Kraft und Tugenden, erkennen lässt.<sup>1</sup> Als Topoi weiblicher Rede gelten demgegenüber weithin Schwatzhaftigkeit, Klatsch, Geschrei, Lamentation, hysterische Äußerungen (Körpersprache) etc., mithin logosferne Artikulationsweisen, die nicht Teil eines rhetorischen (Regel-)Systems sind, sondern von diesem ausgeschlossen werden. Die Analyse dieser spezifischen Operationen der Ausschließung, die ihre Überzeugungskraft aus einer kulturell wirkmächtigen Geschlechterdichotomisierung gewinnen, führt dabei auch auf die Frage, inwiefern rhetorisches Wissen und rhetorische Performanz an der Konstitution von Geschlechterstereotypen und -hierarchien partizipiert haben. Die Tatsache, dass Frauen im Laufe der langen Geschichte der Rhetorik fast nie als Rednerinnen öffentlich in Erscheinung getreten bzw. dass vergleichsweise nur sehr wenige Zeugnisse weiblicher Redeauftritte und Reden überliefert sind,<sup>2</sup> kann dann nicht einfach mit den jeweiligen restriktiven sozialen und politischen Rahmenbedingungen (oder gar mit ihrer mangelnden Begabung) erklärt werden. Vielmehr ist die disziplinäre Rhetorik selbst als integraler Teil jener Diskursmuster und -praktiken zu betrachten, die regulieren, »wer wo wie reden darf und damit Aussicht auf Erfolg hat«.<sup>3</sup> Dabei füllt ein genderkritischer Blick auf die Rhetoriktradition nicht einfach Lücken und Leerstellen der bisherigen Rhetorikforschung. Wenn der Ausschluss des Weiblichen konstitutiv für die Ausbildung zentraler rhetorischer Kategorien gewesen ist, lässt es sich offenbar nicht einfach ins System

<sup>1</sup> Vgl. Cic. de orat. II 182; Quint. inst. orat. I prooemium 9f.

<sup>2</sup> Einen Meilenstein für die Aufarbeitung der weiblichen Rhetorikgeschichte stellt Karlyn Kohrs Campbells Dokumentation und Studie: *Man Cannot Speak for Her: A Critical Study of Early Feminist Rhetoric*, 2 Bde., New York 1989 dar. Für den deutschsprachigen Bereich vgl. den Band: *Einspruch! Reden von Frauen*, hg. v. Lily Tonger-Erk und Martina Wagner-Egelhaaf, erscheint Stuttgart 2010.

<sup>3</sup> Lily Tonger-Erk, *Rhetorik und Gender Studies*, in: Ulla Fix / Andreas Gardt / Joachim Knappe (Hg.), *Rhetorik und Stilistik. Rhetoric and Stylistics*, Bd. I/1, Berlin / New York 2008, 880–894; hier: 891.

einschreiben, ohne die rhetorische Struktur der es begründenden Setzungen selbst ins Spiel zu bringen. Die Tradition der Rhetorik käme dann nicht primär als Wissen von den (rhetorischen) Figuren, als das sie heute meist verkürzt wahrgenommen wird, sondern in ihrer Figuralität selbst in den Blick.<sup>4</sup>

Tatsächlich ist die Perspektive auf Gender-Konstellationen (in) der Rhetorik geeignet, Fragen der Figur und der Figuralität auf neue Weise zu stellen. Besonders eindrücklich lässt sich dies in Dokumenten der Aufklärung und Empfindsamkeit im 18. Jahrhundert nachvollziehen, in denen sich ein antirhetorischer Impuls mit einer emphatischen Neuordnung der Geschlechterordnung verschränkt. Das gegen Regelpoetik und höfische Formen galanter Selbstdarstellung gerichtete Ideal einer natürlichen Herzenssprache lässt die (schul-)rhetorische Figurenlehre zunehmend in die Kritik geraten. Figuren gelten nun, wo sie überhaupt Gegenstand der Debatte werden, als unwillkürlicher Ausdruck menschlicher Affekte.<sup>5</sup> Dabei wird entsprechend dem neuen Modell der polaren Geschlechtscharaktere,<sup>6</sup> demzufolge das Weibliche mit Natürlichkeit und Privatheit in Verbindung gebracht wird, Frauen eine privilegierte Funktion zugewiesen: sie verkörpern das neue Redeideal des unverstellten, ungekünstelten Sprechens oder auch Schreibens. Beides wird in Gellerts Briefpoetik, welche weiblichen Briefen, die ohne Kenntnis der Rhetorik traditioneller Briefsteller verfasst seien, Modellcharakter zuspricht,<sup>7</sup> exemplarisch deutlich. Wieder, so könnte man sagen, stehen Frauen für das Andere der Rhetorik – in Zeiten einer allgemeinen Abwertung des Rhetorischen jedoch erscheint dies nun offensichtlich nicht mehr als Verwerfung des Weiblichen, sondern als dessen Idealisierung. Dass insbesondere der weibliche Körper zum Ort unvermittelter und unwillkürlicher Ausdrucks-, Einfluss- und

<sup>4</sup> Im engen Sinne ist das etwa in der Personifikation der Rhetorica der Fall, aber auch in der Diskussion über die Figur der Helena als ›Findeort‹ der Rhetorik; vgl. Wolfram Groddeck, Reden über Rhetorik. Zu einer Stilistik des Lesens, Basel / Frankfurt a. M. 1995, 32; Martina Wagner-Egelhaaf, Helena oder: Die Rede eines stummen Bildes. Rhetorik und Geschlecht, in: Katharina Baisch / Ines Kappert / Marianne Schuller / Elisabeth Strowick / Ortrud Gutjahr (Hg.), Gender Revisited. Subjekt- und Politikbegriffe in Kultur und Medien, Stuttgart / Weimar 2002, 289–306.

<sup>5</sup> Vgl. Johann Christoph Gottsched, Versuch einer Critischen Dichtkunst, 4. verm. Aufl., Leipzig 1751. Im Anschluss an die Affektrhetorik Bernard Lamys formuliert Gottsched hier im X. Hauptstück (»Von den Figuren in der Poesie«) die Auffassung, dass Figuren nicht bloß äußerlicher Zierrat, lehr- und lernbares rhetorisches Regelwerk darstellten, sondern dass sie als »Ausdruck starker Gemüthsbewegungen« zum natürlichen Ausdrucksrepertoire des Menschen gehörten. Ähnlich postuliert auch Hallbauer in betonter Absetzung von Traditionen der Schulrhetorik, dass die »pathetischen Figuren [...] von sich selbst häufig zufließen«, womit das Bemühen, sie zu klassifizieren und zu erlernen als künstliche Entstellung natürlicher Affektsprache gewertet wird (Friedrich Andreas Hallbauer, Anweisung Zur Verbesserten Teutschen Oratorie Nebst einer Vorrede von Den Mängeln Der Schul-Oratorie, Photomech. Nachdr. d. Ausg. Jena 1725, Kronberg Ts. 1974, 521).

<sup>6</sup> Vgl. Karin Hausen, Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, 363–393; hier: 369f.

<sup>7</sup> Christian Fürchtegott Gellert, Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, Leipzig 1751, abgedruckt in: Angelika Ebrecht / Regina Nörtemann / Herta Schwarz (Hg.), Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays, Stuttgart 1990, 21–27. Auch Gellert verwirft das ›künstliche‹ Bemühen um Redeschmuck: »Unser Gedächtniß wird uns diejenigen schon eingeben, die den Leidenschaften eigen, und deswegen die kräftigsten sind.« Dabei stellt er fest, »daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen« und erklärt dies auch mit dem Umstand, dass diese »nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird ihr Brief freyer und weniger ängstlich.« (ebd. 83 f.).

Bildungstätigkeit hypostasiert wird, demonstrieren besonders virulente Bilder von der Mutter, an deren Brust das Kind Tugend unmittelbar einsaugt.<sup>8</sup> »[S]ofern sie die Mutter figurieren«, schreibt Friedrich Kittler, »stehen Frauen am Diskursursprung«<sup>9</sup> und damit nicht nur jenseits jeder eigenen rhetorischen Kompetenz, sondern auch vermeintlich jenseits rhetorischer Konstruktivität. Indem hier jedoch Kittler davon spricht, dass sie diese Position ›figurieren‹, deckt er die Rhetorik der Konstruktion vom Sprachursprung wie vom weiblichen Ort jenseits kultureller Differenzen und Hervorbringungen auf. Die durchaus konflikthafte Einsetzung weiblicher Figuren als bildhafte Repräsentanten der neuen Leitvorstellungen von natürlich-empfindsamer Herzenssprache und Tugendhaftigkeit wird, wie genderkritische Lektüren gezeigt haben, besonders auch von den bürgerlichen Trauerspielen, in denen Redeauftritte und Artikulationsweisen eine zentrale Rolle spielen, präzise vorgeführt.<sup>10</sup> Indem sie demonstriert, dass das Natürlichkeitspostulat und Weiblichkeitsbild der Empfindsamkeit selbst mit großem Aufwand sprachlich-rhetorischer Überzeugungsarbeit implementiert wurden, demonstriert die Gender-Forschung, dass von einem ›Ende der Rhetorik‹<sup>11</sup> im 18. Jahrhundert überhaupt keine Rede sein kann. Dabei treten in dieser Perspektive auch unvermutete Bezüge zur Rhetoriktradition seit der Antike zutage.<sup>12</sup> Genderorientierte Forschung leistet damit einen Beitrag zur Revision der Dynamiken von Rhetorik und Rhetorikkritik in Aufklärung, Empfindsamkeit und darüber hinaus, die zumal die jüngere Rhetorikforschung verschiedentlich beschäftigt hat. So wurde darauf hingewiesen, dass das Ideal der Kunstlosigkeit so alt sei wie die Rhetorik selbst, indem gerade dasjenige rhetorische Mittel als besonders wirksam geschätzt worden sei, dem man den Aufwand, mithin das Figurierte, nicht anmerke, Natürlichkeit also als *dissimulatio artis* von jeher in den Bereich des Rhetorischen falle.<sup>13</sup>

<sup>8</sup> Vgl. etwa das Schlusstableau in Sophie von La Roche, *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*, hg. v. Barbara Becker-Cantarino, Stuttgart 1983. Hier heißt es über Lord Seymour, der zuletzt die Titelheldin ehelicht: »Seligkeit ist in seinem Gesichte, wenn er seinen Sohn, an der Brust der besten Frau, Tugend einsaugen sieht«, zudem nimmt sie Töchter anderer Familien zu sich »und flößt durch Beispiel und liebreiches Bezeugen die Liebe der Tugend und schöne Kenntnisse in sie.« (349); vgl. auch Amalie Holst, *Ueber die Bestimmung des Weibes zur höhern Geistesbildung*, Berlin 1802. Einer rhetorischen Unterweisung durch männliche Erzieher wird hier die Erziehung durch die Mutter positiv entgegenstellt, indem »von ihr das Kind die ersten Begriffe mit der Muttermilch einsaugt.« (175).

<sup>9</sup> Friedrich Kittler, *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München, 2. erw. u. korr. Aufl. 1997, 74.

<sup>10</sup> Vgl. etwa Inge Stephan, »So ist die Tugend ein Gespenst«. Frauenbild und Tugendbegriff im bürgerlichen Trauerspiel bei Lessing und Schiller, *Lessing Yearbook* 17 (1985) 1–20.

<sup>11</sup> Vgl. Manfred Fuhrmann, *Rhetorik und öffentliche Rede. Über die Ursachen des Verfalls der Rhetorik im ausgehenden 18. Jahrhundert*, Konstanz 1983.

<sup>12</sup> Vgl. hierzu z. B. Doerte Bischoff, *Die schöne Stimme und der versehrte Körper. Ovids Philomela und die eloquentia corporis im Diskurs der Empfindsamkeit*, in: dies. / Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), *Weibliche Rede – Rhetorik der Weiblichkeit. Studien zum Verhältnis von Rhetorik und Geschlechterdifferenz*, Freiburg i.Br. 2003, 249–281.

<sup>13</sup> Z. B. Arist. *rhet.* 1404b; Quint. *inst. orat.* I 11, 3; hierzu auch Dietmar Till, *Transformationen der Rhetorik. Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert*, Tübingen 2004, 26–32 (»*Rhetorica contra Rhetoricam*: Das ›Natürliche‹ ist das ›Rhetorische‹«), sowie Ursula Geitner, *Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert*, Tübingen 1992. Zur Rhetorizität von Gellerts Brieflehre vgl. Wilfried Barner, »Beredete Empfindungen«. Über die geschichtliche Position der Brieflehre Gellerts, in: »... aus der anmuthigen Gelehrsamkeit«, *Tübinger Studien zum 18. Jahrhundert*, Dietrich Geyer zum 60. Geburtstag, hg. v. Eberhard Müller, Tübingen 1988, 7–23.

Den Blick für die Reichweite und Spezifik der sozio-politisch so wirkmächtigen rhetorischen *dissimulatio artis* im bürgerlichen Zeitalter vermag jedoch gerade eine genderorientierte Rhetorikforschung zu schärfen. Sie zeigt, dass der weitgehende Ausschluss von Frauen von den wichtigsten Bühnen politischer und kultureller Selbstdarstellung Effekt jener kulturell folgenreichen Figurierung der Frau als das Andere der Rhetorik ist. Dabei problematisiert sie auch die Struktur des modernen Subjekts, das sich nur dadurch als universales setzen kann, dass es sich auf eine (häufig weiblich figurierte) Ganzheit hin entwirft und zugleich Differenz und Rhetorizität auslöscht.<sup>14</sup>

Eine rhetorische Perspektive auf Weiblichkeit und die Kategorie Geschlecht hat insbesondere der seit den 1980er Jahren erst in den USA, dann auch in Deutschland einflussreiche Dekonstruktive Feminismus eingenommen. Sein programmatischer Ausgangspunkt, der ähnlich auch für die eher diskursanalytisch arbeitende Judith Butler ausgemacht werden kann, ist die Einsicht, dass eine wirksame feministische Kulturkritik nicht bei einer irgendwie gearteten weiblichen Natur oder Eigentlichkeit ansetzen könne, da diese gerade als Figur männlich dominierter Zuschreibungen erkannt werden müsse. Konsequenz ist die erste Kategorie, unter der die von Barbara Vinken versammelten Aufsätze zum Dekonstruktiven Feminismus gruppiert sind, die der ›Defiguration‹. Wenn Weiblichkeit als »figuratives Substitut«, als Metapher des männlichen Subjekts, konzipiert werde, so etwa Shoshana Felman in einem vielbeachteten Aufsatz, sei sie auf die Funktion als Zeichen für anderes festgelegt, ohne sich selbst signifizieren zu können.<sup>15</sup> In Hinsicht auf eine potentielle rhetorische Aktivität von Frauen aber heißt dies, dass sie auf eine Spiegelfunktion männlich-imaginärer Universalität und Ganzheit festgelegt sind, in der Weiblichkeit als Differenzialität beständig dissimuliert und verdeckt werden muss.<sup>16</sup> Gerade indem ihre Abwesenheit von den Podien der öffentlichen Rede und Selbstdarstellung damit begründet wird, dass sie derlei rhetorische Inszenierung nicht nötig hätten, da sie etwas darstellten, was jede partikuläre Bekundung und Durchsetzung von Interessen übersteige, wird ihnen das Mittel genommen, sich selbst als rhetorische Subjekte im klassischen Sinne zu konstituieren. Obwohl oder gerade weil weibliche Rede in dieser Zeit als vorsymbolische, unmittelbare Ausdrucksintensität figuriert ist, wird »Weiblichkeit tatsächlich zu [...] einer Figur des Verschweigens des Zum-Schweigen-Bringens der Frau, der Verdrängung des Verdrängens«.<sup>17</sup>

<sup>14</sup> Zu Problematisierungen des Zusammenhangs von öffentlichem Redeauftritt von Frauen und Weiblichkeitsbildern vgl. auch Doerte Bischoff / Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), *Mitsprache, Rederecht, Stimmengewalt. Genderkritische Strategien und Transformationen der Rhetorik*, Heidelberg 2006.

<sup>15</sup> Vgl. Shoshana Felman, *Weiblichkeit wiederlesen*, in: Barbara Vinken (Hg.), *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*, Frankfurt a. M. 1992, 33–61; hier: 39.

<sup>16</sup> Vgl. ebd. 39: »Die rhetorische Hierarchisierung der Opposition zwischen den Geschlechtern führt dazu, daß die *Differenz* der Frau unterdrückt wird«, sowie Elisabeth Bronfen, *Weiblichkeit und Repräsentation – aus der Perspektive von Semiotik, Ästhetik und Psychoanalyse*, in: Hadumod Bußmann / Renate Hof (Hg.), *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*, Stuttgart 1995, 406–441. Hier ist von der »zur Figur gewordenen Frau als Objekt und Voraussetzung von Repräsentation« die Rede (ebd. 420).

<sup>17</sup> Felman, *Weiblichkeit wiederlesen*, 60.

Schärft die Auseinandersetzung mit der Figur der Weiblichkeit in kulturellen Diskursen die Wahrnehmung für die Figuralität von Visionen des (Sprach-)Ursprungs,<sup>18</sup> so stellt sich zugleich die Frage, welche Formen der Sprachverwendung, welche rhetorischen Strategien solche Figurierungen von Weiblichkeit zur Schau stellen und damit in Bewegung bringen können. Judith Butler hat unter Bezugnahme auf ein von Luce Irigaray programmatisch praktiziertes Textverfahren Operationen der Mimesis kultureller Signifikationsprozesse vorgeschlagen. Da es unmöglich ist, sich außerhalb der diskursiven Geschlechterordnung zu stellen, so argumentiert Butler, lassen sich deren Muster durch die mimetischen Verfahren der Parodie und des Zitats als gesetzt erkennen und zumindest verschieben.<sup>19</sup>

Wenn in feministischen Kontexten dabei immer wieder ›Refigurationen‹ analysiert und vorgeführt werden,<sup>20</sup> so nicht mit dem Ziel, etwas (im Patriarchat bzw. in einer implizit androzentrischen Rhetoriktradition) bislang Verhülltes jenseits der falschen rhetorischen Präsentation des Weiblichen zutage zu fördern. Vielmehr geht es um ein Spiel in der Sprache, das deren Figuralität permanent entdeckt und nutzt, ohne doch jemals aus ihr austreten zu können oder zu wollen.<sup>21</sup>

Auf diese Weise subversiv hat beispielsweise auch Donna Haraway, die sich u. a. mit der rhetorischen Verfasstheit natur- und technowissenschaftlicher Diskurse aus feministischer Perspektive beschäftigt, den Begriff der Figuration ins Spiel gebracht. Ihre Aufmerksamkeit gilt der Unhintergebarkeit figuraler Darstellung, gerade auch in Bereichen, in denen Zeichen eine vermeintlich reine Repräsentationsfunktion (einer der Sprache vorgängigen Realität) besitzen: »All language, including mathematics, is figurative, that is, made of tropes [...]. I emphasize figuration to make explicit and inescapable the tropic quality of all material-semiotic processes, especially in technoscience.«<sup>22</sup> Die Einsicht, dass wir »inhabit and are inhabited by such figures that map universes of knowledge, practice and power«, bedeutet für Haraway jedoch immer auch, dass es jeweils ein Potential der Re- und Transfigurierung zu entdecken gilt, das den Figuren immer schon innewohnt, denn: »Figures must involve at least some kind of displacement that can trouble identifications and certainties.«<sup>23</sup> Explizit schließt Haraways Interesse an Konzepten der Figur und der Figuration nicht nur rhetorische Traditionen ein, indem sie etwa auf Aristoteles Bezug nimmt, sondern auch auf die christliche Lehre von der (Prä-)Figuration, die für die

<sup>18</sup> Vgl. etwa Cynthia Chase, Die witzige Metzgersfrau. Freud, Lacan und die Verwandlung von Widerstand in Theorie, in: Vinken, Dekonstruktiver Feminismus, 97–129; hier: 117.

<sup>19</sup> Vgl. Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke, Frankfurt a. M. 1990, 208 ff.

<sup>20</sup> Vgl. den Titel der zweiten Gruppe von Aufsätzen in Vinken, Dekonstruktiver Feminismus.

<sup>21</sup> Vgl. den Titel einer interdisziplinären Zeitschrift, die kulturelle Gender-Konstellierungen untersucht: *figurationen. gender – literatur – kultur*, hg. v. Barbara Naumann. Bemerkenswert ist, dass neuere Studien zur Figuralität rhetorischer Begriffe und Systematiken auch auf Fragen der Geschlechterkodierung und deren Subversion stoßen und auf diese Weise beide Diskurse als zusammenhängende sichtbar machen. Vgl. etwa Gerald Posselt, *Katachrese. Rhetorik des Performativen*, München 2005.

<sup>22</sup> Donna Haraway, *Modest\_Witness@Second\_Millennium. FemaleMan©\_Meets\_OncoMouse™*, New York / London 1997, 11.

<sup>23</sup> Ebd.; vgl. dort auch: »Figurations are performative images that can be inhabited. Verbal or visual, figurations can be condensed maps of contestable worlds.«

abendländische Symbolpraxis prägend wurde. Im Rekurs auf Erich Auerbachs wegweisende Arbeiten zu diesem Aspekt<sup>24</sup> stellt sie fest, dass christliche Figuren und die Vorstellung eines heilsgeschichtlichen Sinn- und Verweisungszusammenhangs auch Beschreibungsweisen der modernen Technowissenschaften nachhaltig bestimmen.<sup>25</sup> Dabei treten die Körper, die innerhalb dieses Deutungsmusters als Zeichen fungieren, besonders in den Blick, womit auch an den traditionsreichen Zusammenhang zwischen der Figürlichkeit der Rede und Körpervorstellungen in der Rhetorik erinnert wird.<sup>26</sup> Als figurierte sind die Körper den Symbolisierungen nicht entgegen gesetzt, sondern Teil derselben; als Figuren bergen sie aber immer einen Überschuss gegenüber den hermeneutischen Bedeutungszuschreibungen, indem sie Übergänge und Zwischenräume im Prozess der Transformation lesbar machen.<sup>27</sup> Die Figuren, die Haraway selbst in die Diskussion bringt, sind gerade dadurch gekennzeichnet, dass sie solche nicht-aufhebbaren Brüche und Ambivalenzen zur Schau stellen, etwa indem sie wie der Cyborg – Haraways berühmteste Figur – das unauflöbliche Ineinander von biologischem Körper und kulturellen Technologien figurieren oder wie FrauMann (*femaleman*) die Entgegensetzung und klare Unterscheidbarkeit der Geschlechter in ihrer kulturellen Kodierung in Frage stellt, indem sie zu einer paradoxen Figur zusammentreten.<sup>28</sup>

Die rhetorische Figur als persuasiv verwendetes »sprachliche[s] [...] Gestaltphänomen[] der Oberflächen- oder Tiefenstruktur von Texten«<sup>29</sup> erscheint in einer Perspektive, die das Verhältnis von Rhetorik und Geschlechterdifferenz in den Blick nimmt, als probates Analyseschema auch und gerade für Figuren im literarischen Sinn.<sup>30</sup> Insbesondere die Aufmerksamkeit auf Frauenfiguren in literarischen, aber auch generell in diskursiven Verwendungszusammenhängen, lässt diese als sprachlich konstruiert und eingesetzt erscheinen. Ihre auf diese Weise zu beschreibende Rhetorizität lenkt den Blick auf die Figurativität, d. h. den sprachlich-rhetorischen Konstruktionscharakter ihres Einsatzes und ihrer jeweiligen politischen und kulturellen Funktionalisierungen. Eine in diesem Sinn kultur-

<sup>24</sup> Vgl. Erich Auerbach, *Figura*, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie*, Bern / München 1967, 55–92.

<sup>25</sup> Haraway, *Modest\_Witness@Second\_Millennium*, 10.

<sup>26</sup> Vgl. hierzu Groddeck, *Reden über Rhetorik*, 115, 119, sowie Quint. inst. orat. II 13, 9 ff.

<sup>27</sup> Vgl. hierzu auch Gabriele Brandstetter / Sybille Peters, *Einleitung*, in: dies. (Hg.), *de figura. Rhetorik – Bewegung – Gestalt*, München 2002, 7–30; hier: 10 f., sowie Gabriele Brandstetter, *Figura. Körper und Szene. Zur Theorie der Darstellung im 18. Jahrhundert*, in: Erika Fischer-Lichte / Jörg Schönert (Hg.), *Theater im Kulturwandel des 18. Jahrhunderts. Inszenierung und Wahrnehmung von Körper – Musik – Sprache*, Göttingen 1999, 23–38.

<sup>28</sup> Vgl. Donna Haraway, *A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century*, in: dies., *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature*, New York 1991, 149–181: »The cyborg incarnation is outside salvation history. [...] The cyborg is a creature in a post-gender world. [...] The cyborg is resolutely committed to partiality, irony, intimacy, and perversity« (ebd., 150 f.). Das Manifest schließt mit dem Satz: »I would rather be a cyborg than a goddess« (ebd. 181); dazu auch Haraway, *Modest\_Witness*, 49 ff. (*FemaleMan*), sowie Sylvia Pritsch, *Rhetorik des Subjekts. Zur textuellen Konstruktion des Subjekts in feministischen und anderen postmodernen Diskursen*, Bielefeld 2008.

<sup>29</sup> Joachim Knappe, *Figurenlehre*, in: Gert Ueding (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. III, Tübingen 1996, 289–342; hier: 290.

<sup>30</sup> Vgl. Fotis Jannidis, *Figur, literarische*, in: Ansgar Nünning (Hg.), *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, 4. Aufl., Stuttgart / Weimar 2008, 199 f.



wissenschaftlich erweiterte Rhetorik kommt nicht umhin, die Frage nach der Geschlechterdifferenz zu ihrem Anliegen zu machen. Die in diesem Band versammelten Beiträge fokussieren auf je verschiedene Weise Figuren und Figurationen des geschlechtlich kodierten Subjekts und *genderter* Redesituationen.

*Rüdiger Schnell* fragt nach männlichen und weiblichen Redemustern im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Er sichtet eine Vielzahl unterschiedlicher literarischer Quellen wie Minnelieder, Verhaltenstraktate, Liebesbriefe, Zeugnisse der epischen und der Schwankliteratur im Hinblick auf das in ihnen beschriebene Redeverhalten der Geschlechter. Wie Männer und Frauen im Mittelalter tatsächlich gesprochen haben und ob sie eine unterschiedliche Rhetorik pflegten, lässt sich, so macht er geltend, schlichtweg nicht beantworten, da es keine Zeugnisse gibt, welche zumal die Rede der Frau in dieser Zeit dokumentieren. Der Beitrag richtet hingegen den Blick auf die literarische Konstruktion bzw. Figuration der Geschlechterkommunikation und diskutiert, ob und inwiefern die gesellschaftlich-kulturelle ›Produktion‹ von *gender* über eine bestimmte Art zu reden hergestellt wurde. Deutlich wird, dass die Frage nach der weiblichen Rede und der Rolle der Frau nicht ohne die Einbeziehung des männlichen Rede- und Rollenverhaltens betrachtet werden kann, erscheinen beide Seiten doch kontextuell und situativ stets aufeinander bezogen. Da überdies auch männliche Sprecher weibliche Rederollen einnehmen können, bei vielen Texten, etwa des Minnesangs, weibliche und männliche Sprecherschaft oft gar nicht eindeutig zu unterscheiden sind, zeigt sich, dass die Frage nach dem Verhältnis von Rhetorik und Geschlecht in Mittelalter und Früher Neuzeit als literaturwissenschaftliche sich anders stellt als in sozial- oder geschichtswissenschaftlichen Analysen der Geschlechterverhältnisse.

Die Schauspielerin als Paradigma einer rhetorisch erzeugten ›Natürlichkeit‹ steht im Zentrum des Artikels von *Ursula Geitner*. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, jener Zeit also, in der sich (nach Karin Hausen) die modernen Geschlechtscharaktere diskursiv ausbilden, irritiert die Figur der Schauspielerin eben jene Vorstellung einer naturhaften Weiblichkeit. Der Beitrag zeigt am Beispiel von Jean-Jacques Rousseaus Ausführungen und der auf Rousseau folgenden Debatten über die Weiblichkeit, dass ›Rolle‹ und ›Natur‹ in ein agonales Verhältnis zueinander treten, insofern als gerade das Insistieren auf der weiblichen Naturanlage den Blick notwendig auf deren zeichenhaften Ausdruck lenkt. Welches sind die Zeichen einer unverfälschten weiblichen Natur? – so lautet die entscheidende Frage, die den Gedanken nahe legt, dass weibliche Natürlichkeit Effekt perfekter Schauspielkunst sein kann. Die Schauspielerin wird zur paradoxen Figur, wo ihr Spiel als Nicht-Schauspiel wahrgenommen wird und sie ›nur sich selbst‹ darzustellen scheint. Wenn die Moderne zunehmend die Rollenhaftigkeit des Alltags beschreibt, wird die Frau (etwa in Heinrich Manns Essay *Schauspielerinnen*) einmal mehr zur Figur, die ihre Rolle am überzeugendsten spielt, wenn sie aus der Rolle fällt.

Der Beitrag von *Lily Tonger-Erk* richtet seine Aufmerksamkeit auf die Art und Weise, wie die weibliche Rede in aktuellen Rhetorikratgebern für Frauen figuriert wird. Er geht davon aus, dass Rhetoriklehrbücher klassischerweise den Redner als Mann konzipieren oder wenn sie eine neutrale Redeposition vorgeben, diese implizit als männlich denken. Die kritische Analyse zeichnet eine Entwicklung nach: Redelehren für Frauen setzten im

Gefolge der 1960er- und 1970er-Jahre, als Frauen ihre gesellschaftliche Benachteiligung mit ihren durch Erziehung und Erfahrung bedingten sprachlich-rhetorischen Defiziten in Verbindung zu bringen begannen, einem männlichen Redestil einen weiblichen Redestil entgegen. Allerdings wurde auch bald gesehen, dass Mischformen und Aneignungen des männlichen Redeverhaltens für Frauen nicht nur möglich, sondern situationsbezogen auch notwendig und sinnvoll sind. Insgesamt kann der Artikel zeigen, dass Frauen in der westlichen Kultur eher auf das konsensbetonte Gespräch festgelegt werden, während die agonale Rede das Terrain des Mannes ist. Der Mann stellt sich selbstbewusst und kämpferisch dar, er verfolgt seine Interessen, während die Frau bescheiden sein und gefallen soll. Erst neuere Rhetoriklehren für Frauen raten ihren Leserinnen, sich von der »Sympathiefessel« zu befreien. Doch selbst da, wo Redestile von Frauen *und* Männern flexibel gehandhabt werden, bleibt die Zweigeschlechtlichkeit als implizite Norm erhalten.

Die gezielte feministische Depotenziierung der Geschlechterpolarität kommt im Beitrag von *Gertrude Postl* in den Blick. Er analysiert Luce Irigarays rhetorische Strategie, die wirkmächtige Positionen der von der dichotomen Geschlechtermatrix getragenen abendländischen Philosophie so unterläuft, dass sie den konstitutiven Ausschluss des Weiblichen aus dem Denken und der Kultur sichtbar werden lässt. Im Zentrum der textnahen Untersuchung stehen Irigarays kritische Lektüre von Platons Höhlengleichnis aus ihrer Habilitationsschrift *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts* und ihre bislang nicht ins Deutsche übertragene Auseinandersetzung mit Nietzsche, die unter dem englischen Titel *Marine Lover of Friedrich Nietzsche* erschienen ist. Der Text bietet sich einer rhetorischen Perspektivierung insofern an, als er im Duktus einer direkten Ansprache an Nietzsche gehalten ist, mithin als Rede betrachtet werden kann. Irigarays Verfahren der Mimesis, ihre spezifische Art des Zitierens, das zum Einsatz kommende rhetorische Mittel der Wiederholung, die Verwendung von Metaphern und Metonymien, ihre rhetorischen Fragen lassen sich auf die Texte der abendländischen Philosophie ein, indem sie ihnen eine weibliche Gegenstimme verleihen. In der Refiguration der Geschlechterdifferenz vollziehen Irigarays Texte, so zeigt der Artikel, deren auf rhetorische Verfahren gegründete Defiguration.

In der Tradition des Dekonstruktiven Feminismus steht der Artikel von *Bettine Menke*. Weiblichkeit erscheint in dieser Perspektive insofern als eine rhetorische Kategorie, als die Frau immer in Bezug auf den Mann gesehen und gesetzt wird, dessen Männlichkeit durch ihre Entgegensetzung allererst begründet wird. Rhetorisch gesehen kann diese Relation als *Metapher* verstanden werden, genauer als *Katachrese*, weil es sich um eine arbiträre Setzung handelt, die keine eigentliche Bedeutung substituiert. Am Beispiel der Weiblichkeitsimagines in Theodor Fontanes Romanen und Frank Wedekinds Lulu-Figur, auch in der filmischen Version von G. Pabsts Film *Die Büchse der Pandora* (1929), zeigt der Beitrag, wie die Texte und der Film die rhetorisch-figurative Konstruktion der Weiblichkeit zu lesen geben und ein Da-zwischen inszenieren, das die Schutzfunktion der Frauenbilder für das männliche Selbst erkennbar werden lassen. Die Geschlechterordnung, die seit dem späten 18. Jahrhundert auf die Natürlichkeit der Frau abgestellt ist, erscheint so in ihrer Asymmetrie als metaphorische Fehl-Identifizierung, die voraussetzt, was sie erst konstruiert: selbstidentische Männlichkeit, deren Fetisch die Frau ist.



Dass gerade die Literatur mit ihrer spezifischen (Selbst-)Reflexivität scheinbar natürliche Setzungen der Geschlechterdifferenz als rhetorische erkennbar macht, verdeutlicht der Artikel von *Christian Metz*. Am Beispiel von Achim von Arnims 1810 erschienenem Roman *Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores* werden die Aporien des romantischen Liebesdiskurses in den Blick genommen. Die Lektüre des von der Forschung als Eheroman gelesenen Texts verfolgt die Verschränkung von Rhetorik-, Gender- und Liebesdiskurs. Die Protagonistin des Romans erscheint als Egalität zwischen den Geschlechtern anstrebende Rednerin, die mittels einer Strategie der Unterbrechung zur selbstbewussten Akteurin auf der Bühne der Rhetorik wird. Der Beitrag führt vor, wie Dolores, die sowohl die Register der Empfindsamkeit wie der Leidenschaft beherrscht, konventionelle Redemuster und damit Geschlechterrollen durchkreuzt. Dabei lässt sich ihr zunächst an weibliche Leitbilder und Kulturtechniken geknüpfter Auftritt (*actio*) präzise entlang der eingeführten rhetorischen Kategorien beschreiben. Auch wenn Gräfin Dolores letztlich in ihrem Streben nach Geschlechteregalität scheitert und sich der patriarchalischen Macht unterordnen muss, erweist sich der Roman *Gräfin Dolores* insofern als ein emanzipatorisches Projekt, als er die Rhetorizität der romantischen Liebe zur Darstellung bringt und eine poetische Rhetorik eines weiblichen Liebesromans entwickelt, die sich gegen die um 1800 fest gefügte Geschlechterordnung wendet. Dies zeigt sich nicht zuletzt in der Ambivalenz der Erzählerfigur, die zunächst als männliche eingeführt wird, sich im Laufe der Erzählung aber in eine Heterogenität weiblich konnotierter Stimmen verwandelt. Ihre doppelte Position macht aus dem Roman einen *changing taft*, der in zwei Richtungen gestrichen bzw. gelesen werden kann und auf diese Weise die Polarität der Geschlechterdifferenz selbst rhetorisch unterläuft.

Auch *Barbara Vinken* setzt sich mit einem literarischen Text auseinander, mit Heinrich von Kleists 1808 entstandenem, 1821 erstmals erschienenem Drama *Die Hermannsschlacht*. Der von Carl Schmitt initiierten Lesart von der *Herrmannsschlacht* als Partisanendichtung stellt sie eine Lektüre gegenüber, die in der Darstellung der Deutschen ein groteskes, verworfenes Zerrbild der Römer erkennt. Herrmann erscheint als Mann nicht der Tat, sondern des Wortes und wird als Allegorie der trügerischsten Rhetorik gelesen, die darauf abzielt, Menschen in Tiere, Bestien, zu verwandeln. Dies wird vor allem an den Frauenfiguren des Stücks, an Hally und Thusnelda, auf drastische Weise ausagiert, die durch Herrmanns Hetz-Rhetorik vollkommen entmenschlicht und zerstört werden. Lag dem römischen Staatsgedanken die Vorstellung zugrunde, dass der Staat, die *res publica*, die zwischenmenschlichen Beziehungen seiner Bürgerinnen und Bürger, insbesondere die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, Mann und Frau, zu schützen und zu verteidigen habe, führt Kleists *Herrmannsschlacht* vor Augen, dass die im Zeichen Herrmanns propagierte Begründung der deutschen Nation, eben dieses Menschlichste opfert, um sich gleichsam auf dem Abgrund der Verworfenheit zu begründen. Kleists *Herrmannsschlacht* wird so als ein Stück lesbar, das den Mythos der (deutschen) Nation als Effekt eines rhetorisch-propagandistischen Gewaltakts zu lesen gibt, der insbesondere die eigenen Frauen opfert.

*Doerte Bischoff / Martina Wagner-Egelhaaf*

